

Einleitung

Understanding is an illusion created by language.
Anonym

Wenn wir einander hin und wieder verstehen, so liegt das daran, dass wir die Sprache haben, aber nicht nur die Sprache. Das, was durch die einzelnen Wörter und Sätze ausgedrückt wird, ist stets in einen breiten Strom von Informationen eingebettet, der es uns erlaubt, das Gesagte recht zu deuten. Etwas vereinfacht kann man sagen, dass in der menschlichen Rede beständig zwei Formen des Wissens zusammenwirken. Dies ist zum einen die *Ausdrucksinformation*, d. h. all das, was sich aus der konventionalisierten Bedeutung der Wörter und aus den gleichfalls konventionalisierten Regeln ihrer Zusammenfügung, also Flexion, Wortbildung und Syntax ergibt: *kommen* bedeutet etwas anders als *gehen*, *Ei* bedeutet etwas anderes als *Eier*, *Jägerschnitzel* bedeutet etwas anderes als *Schnitzeljäger*, und *Kommt er* bedeutet etwas anderes als *Er kommt*. Zum anderen ist es die *Kontextinformation*; d. h. all die anderen Wissensquellen, über die Sprecher und Hörer in der jeweiligen kommunikativen Situation verfügen. Dazu zählt erstens das, was im unmittelbaren *sprachlichen* Kontext zum Ausdruck gebracht wird; es ist zweitens das, was man über seine Sinnesorgane der jeweiligen *Situation* entnehmen kann; und es ist schließlich das *Weltwissen* der Beteiligten, also ihre mehr oder minder gesicherten Ansichten darüber, wie die Welt beschaffen ist und wie die Menschen handeln oder handeln sollten. Das Kontextwissen ist überaus variabel; es ist von Person zu Person verschieden, und es verändert sich stetig, nicht zuletzt durch die fortlaufende Rede selbst.

Über das allgemeine Zusammenwirken von Ausdrucksinformation und Kontextinformation hinaus gibt es nun in allen natürlichen Sprachen zahlreiche Ausdrücke, die bereits von ihren strukturellen Eigenschaften her auf den Einbezug kontextueller Information ausgelegt sind. Ihre konventionalisierte Bedeutung sieht gleichsam eine Leerstelle vor, die in bestimmter Weise durch Informationen aus dem Kontext zu füllen ist. In dem Satz *Hier stehe ich* bezieht sich der Ausdruck *ich* nicht auf eine feste Person, wie etwa bei einem Eigennamen, sondern auf den, der gerade spricht; wer dieser Sprecher ist, geht aus der Bedeutung des deutschen Wortes *ich* nicht hervor, es muss dem Situationswissen entnommen werden. Ebenso verweist das Wort *hier* nach seiner konventionalisierten Bedeutung nur auf einen Ort um den jeweiligen Sprecher herum, wobei die genauen Grenzen dieses Ortes offen sind. Die Gegenwartsmarkierung des Verbs *stehen* drückt aus, dass sich das beschriebene Geschehen auf die Sprechzeit bezieht, oder genauer gesagt, auf eine

Zeitspanne, welche die Sprechzeit einschließt; was genau diese Zeit ist, geht wiederum aus der Gegenwartsmarkierung nicht hervor; es muss gleichfalls anderen Wissensquellen entnommen werden. Ausdrücke mit einer strukturell vorgegebenen Leerstelle, die aus dem Situationswissen zu füllen ist, nennt man *deiktisch*. Im Falle von *ich* bezieht sich die strukturell vorgesehene Leerstelle auf eine Person, im Falle von *hier* auf einen Ort, und im Falle der Präsensmarkierung auf eine Zeitspanne. Dementsprechend spricht man gewöhnlich von personaler, lokaler und temporaler Deixis. Dies sind die wichtigsten Formen der Deixis. Ob es auch andere gibt, ist umstritten; bisweilen wird angenommen, dass auch die soziale Beziehung zwischen Sprecher und Angesprochenem, wie es sich etwa in den Anredeformen niederschlägt, als deiktisch zu analysieren ist; ein anderer Fall sind Wörter wie *so*, wenn sie nur in Verbindung mit einer Geste zu deuten sind, etwa in *Der Mops war so [Geste] dick*.

Das Wort »deiktisch« ist alt. Es findet sich schon bei Apollonios Dyskolos, dem Stammvater der westlichen Grammatik, im zweiten Jahrhundert vor Christus; er meint damit allerdings Pronomina in demonstrativer Verwendung, wie etwa *dieser* oder *der da*. Eine ernsthafte Erforschung der Deixis gibt es erst seit gut hundert Jahren, und zwar gleichzeitig in drei Disziplinen. So gibt es denn drei sich in vielem überschneidende, aber auch nach Denkweisen, Interessen und Methoden sehr unterschiedliche Traditionsstränge - einen sprachpsychologischen, einen philologisch-sprachwissenschaftlichen und einen philosophisch-logischen. Das resultierende Bild ist nicht eben klar.

Für den sprachpsychologischen Ansatz ist vor allem wichtig, dass Deiktika die Welt von einem bestimmten Bezugspunkt, aus einer bestimmten Perspektive zeigen: sie sind daher Ausdruck einer gewissen Subjektivierung. Der Punkt, von dem aus die Welt dargestellt wird, ist im Regelfall durch das sprechende Ich gegeben, genau wie er in der Wahrnehmung durch das wahrnehmende Ich gegeben ist. Mit diesem Ich sind gewöhnlich bestimmte Attribute verbunden; dies ist die *Rolle* des Ich (als Sprecher), die *Zeit*, zu der es spricht (bzw. eine sonstige Handlung vollführt, beispielsweise sich etwas vorstellt), und schließlich seine *Orientierung im Raum*. Zu dieser zählt zunächst einmal die Position des Körpers, aber auch eine gewisse Struktur des Raumes, die sich aus dieser Position aufgrund der Asymmetrien des Körpers ergibt: oben ist, wo der Kopf ist, unten ist, wo die Füße sind; vorn ist, wo man hinschaut, hinten ist, was man nicht sehen kann; links ist, wo bei den meisten Menschen das Herz ist, rechts ist die entgegengesetzte Seite. Deiktische Ausdrücke sind relativ zu diesen Attributen zu deuten. Wie der Beitrag von *Lorenza Mondada* in diesem Band deutlich macht, sind diese körperlichen Attribute aber nicht die einzigen, die das für die Kommunikation relevante Ich und damit den Ankerpunkt der Kommunikation konstituieren; wie sie in ihrer auf der amerikanischen Konversationsanalyse und der französischen linguistique d'énonciation aufbauenden Analyse exemplarisch vorführt, werden viele für die Interaktion wichtige Aspekte des Ich erst in dieser Interaktion selbst entwickelt.

Wie immer diese Attribute sein mögen - es ist dem menschlichen Geist gegeben, sie sich anders vorzustellen als sie in der tatsächlichen Redesituation sind: Er kann sich eine andere Rolle vorstellen, eine andere Zeit, einen anderen Ort und, damit verbunden, eine andere Orientierung im Raum. Deiktische Ausdrücke spielen diese Verschiebungen in bestimmten Grenzen nach. Man muss daher, wenn man ihre Funktion verstehen will, den >kanonischen Fall< ebenso wie die verschiedenen >Verschiebungsmöglichkeiten< betrachten. *Priska-Monika Hottenroth* demonstriert in ihrer minutiösen Analyse der italienischen Deiktika *io, tu, noi, voi, quello* und *questo*, wie reich das Spektrum solcher Verschiebungen und der damit verbundenen funktionalen Verwendungen deiktischer Ausdrücke sein können.

Der Grundgedanke wurde erstmals in Karl Bühlers 1934 erschienenen *Sprachtheorie* ausgearbeitet. Bühler teilt die sprachlichen Zeichen in Zeigwörter und Nennwörter; beide verweisen in ein >Feld< - das Zeigfeld und das Symbolfeld. Das Zeigfeld besitzt, einem kartesischen Koordinatensystem vergleichbar, einen Nullpunkt; diese >origo< ist im kanonischen Fall (der >demonstratio ad oculos et aures<) durch das Ich-Hier-Jetzt bestimmt. Sie kann verschoben werden; so mag man sich im Geiste in eine andere Situation versetzen (»Deixis am Phantasma«); weiterhin sieht Bühler eine Verschiebung vor, die Verweise in einem Text möglich macht; Bühler spricht hier von >Anaphorik< bzw. von >anamnestischem Verweise. Bühlers Arbeit hat die Deixisforschung mehr als jedes andere Werk geprägt. Das darf uns aber nicht den Blick für manche Unzulänglichkeiten trüben. Der Beitrag von *Gabi Fulir* und *Jochen Raecke*, in dem sie das Zusammenwirken von sprachlichen und gestischen Zeichen in bosnischen, serbischen und kroatischen Comics analysieren, macht viele dieser Unzulänglichkeiten selbst für den elementarsten Fall, die *demonstratio ad oculos*, deutlich.

Im Mittelpunkt der philologisch-sprachwissenschaftlichen Tradition, deren erster bedeutender Vertreter Karl Brugmann war, stehen nicht so sehr die allgemeinen Prinzipien der Deixis, sondern die einzelsprachliche Ausprägung deiktischer Teilsysteme. Charakteristisch für viele dieser Untersuchungen ist die Vorstellung, dass Deiktika etwas mit >Zeigen< zu tun haben. Das Wort selbst kommt von idg. **deik-*, das griech. *deiknymi* >zeigen< zugrundeliegt, aber auch lat. *dicere* und dt. *zeigen* und *Zeichen*. In vielen Sprachen sind Deiktika formal eng mit Demonstrativa wie *dieser, jener* verwandt. Dies ist auch nicht verwunderlich: eine Zeigegeste kann nur aufgrund situativer Information gedeutet werden. So werden denn in der linguistischen Tradition deiktische Ausdrücke und Demonstrativa häufig gemeinsam behandelt, wenn nicht einfach gleichgesetzt. Nun sind allerdings viele typische Deiktika wie *ich, jetzt, hier, links* oder gar das Tempus in keiner Weise auf Zeigegesten angewiesen. Um die Gleichsetzung von Deixis und Demonstration zu retten, muss man daher den Begriff >zeigen< in einem krass metaphorischen Sinn verwenden, in dem er eigentlich jeden Erklärungswert verliert.

Die philosophisch-logische Linie der Forschung, vertreten durch Zeichenetheoretiker wie Charles Sanders Peirce oder Charles Morris und durch

Logiker wie Bertrand Russell, Richard Montague oder David Lewis, hat zwei wesentliche Beiträge zum Verständnis der Deixis geliefert. Der erste gilt ihrem besonderen Status als Zeichen. So unterscheidet Peirce, der Begründer der modernen Semiotik, zwischen ikonischen, indexikalischen und symbolischen Zeichen, wobei die indexikalischen im wesentlichen deiktischen und anaphorischen Elementen entsprechen. Der zweite Beitrag bezieht sich auf das Grundproblem der formalen Semantik, nämlich die Frage, unter welchen Umständen ein Satz bestimmter Form wahr ist. Für einen Satz mit einer deiktischen Komponente lässt sich diese Frage unmittelbar gar nicht beantworten; es ist klar, dass bei einer bestimmten Beschaffenheit der Welt der Satz *Ich stehe jetzt hier* wahr, aber auch falsch sein kann, je nachdem, wer redet, wo er redet und wann er redet. Solche Sätze lassen sich daher nicht so ohne weiteres in die klassischen formalen Sprachen, etwa die traditionelle Prädikatenlogik, übersetzen. Sie erfordern wesentlich reichere Systeme, wie man sie in der modernen formalen Semantik seit etwa dreißig Jahren entwickelt hat. Dazu sieht man eine Reihe von >kontextuellen Indices< vor, und die Deutung eines Satzes ist von der Belegung dieser Indices aus dem Kontext abhängig. So lässt sich jede Form der strukturellen Kontextabhängigkeit, darunter auch die deiktische, präzise erfassen - im Prinzip. Eine ganz andere Frage ist, wie dies im konkreten Fall aussieht, was also beispielsweise das deutsche Wort *dort* im Vergleich zum englischen *there* oder zum französischen *là* bedeutet.

Dies bringt uns auf das sicherlich größte Problem der bisherigen Deixisforschung - ihre unzulängliche empirische Grundlage. Bühlers Überlegungen fußen im wesentlichen auf einigen Verwendungsfällen, die er beobachtet oder sich selbst, sehr ingeniös, ausgedacht hat. Auch in der weiteren sprachpsychologischen Forschung gibt es mit wenigen Ausnahmen - beispielsweise der Arbeitsgruppe um Theo Herrmann - kaum harte empirische Untersuchungen zur Deixis. Noch krasser gilt dies für die philosophisch-logische Tradition. Sie hat elaborierte Techniken entwickelt, die Bedeutung kontextabhängiger Ausdrücke präzise zu behandeln, gibt sich aber in aller Regel damit zufrieden, diese Techniken anhand einiger Beispiele zu exemplifizieren. Versuche, die tatsächliche Verwendung deiktischer Ausdrücke in der realen Kommunikation zu klären, gibt es kaum. Es sind eben Philosophen.

Anders ist dies, wie schon bemerkt, in der philologisch-sprachwissenschaftlichen Tradition. Dort gibt es zahlreiche Untersuchungen zu einzelnen deiktischen Teilsystemen, darunter auch zu sehr entlegenen Sprachen. Die meisten dieser Arbeiten gelten freilich der geschriebenen Sprache. Nun gibt es in der geschriebenen Sprache zwar viele Formen der Kontextabhängigkeit; aber für deiktische Ausdrücke ist die geschriebene Sprache eher untypisch. Anders als beispielsweise ein Alltagsgespräch sind geschriebene Texte nur vermittelt im *hic et nunc* einer bestimmten Sprechsituation verankert. Was ist die >origo< eines Romans, eines Gesetzestextes, eines Beipackzettels, einer Gebrauchsanweisung? Nur selten ist bislang an umfangreichem Material un-

trachtet worden, wie deiktische Ausdrücke tatsächlich in der realen Kommunikation funktionieren, wie sie also beispielsweise mit gestischer oder sonstiger kontextueller Information zusammenspielen. Ebendies war ein zentrales Ziel eines Projektes, das Brigitte Schlieben-Lange im Jahre 1998 an der Universität Tübingen (Sonderforschungsbereich 441) initiiert und das auch den Anlass zu diesem noch von ihr mitgeplanten Heft gegeben hat. Gegenstand dieses Projekt war die temporale und lokale Deixis in den romanischen Sprachen; doch sollten auch andere Formen der Deixis und andere Sprachen vergleichend einbezogen werden. Der Beitrag von *Konstanze Jungbluth* ist in diesem Kontext entstanden; sie wertet im Rahmen einer Feldforschung gewonnene Daten des (europäischen) Spanischen aus, die die reale Verwendung von deiktischen Ausdrücken in alltäglichen Handlungszusammenhängen, beispielsweise Verkaufsgesprächen, dokumentieren. Die Analyse dieser Daten dynamisiert die traditionellen Beschreibungen dreigliedriger Demonstrativsysteme, die statisch entweder als >rollenorientiert< (Sprecher- Angesprochener - dritte Partei) oder als distanzorientiert (nah - mittel - fern) beschrieben werden.

Der Beitrag von *Gisa Rauh* befasst sich mit einem Problem, das in der sprachpsychologischen wie in der philosophisch-logischen Tradition kaum eine Rolle spielt, aber auch in der philologisch-sprachwissenschaftlichen Forschung bislang nur sehr unzulänglich behandelt wurde - nämlich dem Umstand, dass es sehr verschiedene deiktische Ausdrücke - Adverbien, Verben, Pronomina - gibt, deren Ausdrucksbedeutung sich in unterschiedlicher Weise aus deiktischen und nichtdeiktischen Komponenten zusammensetzt und die ganz unterschiedliche Funktionen haben können. So ist auch sehr wenig über den Zusammenhang zwischen syntaktischen und funktionalen Eigenschaften bekannt; ebendies untersucht Rauh am Beispiel deiktischer Charakteristika von Artikeln und Pronomina einerseits, von temporalen und lokalen Adverbien andererseits.

Dieses LiLi-Heft ist noch von Brigitte Schlieben-Lange mitgeplant worden; die Beiträge gehen auf eine Tagung zurück, die sie und Konstanze Jungbluth im Januar 2000 in Tübingen organisiert haben, an der sie aber nicht mehr teilnehmen konnte. Es hatte ihr sicher sehr gefallen.